

## „Salz der Erde“ - Das Perspektivprogramm unserer Kirche - kritisch gelesen

### Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Beiträge dieser Beilage befassen sich allesamt mit dem Perspektivprogramm der Evangelischen Kirche Berlin- Brandenburg - schlesische Oberlausitz mit dem Titel „Salz der Erde“, das seit dem Spätsommer 2007 in den Gemeinden diskutiert wird.

Ausgehend von zwei Seminaren in der Gemeinde Neu-Westend im Februar 2008 stellen die Autorin und die drei Autoren der Beiträge dieser Sonderbeilage ihre jeweilige Sicht zur Diskussion. Allen gemeinsam ist eine eher kritische Sicht auf den Inhalt des Positionspapiers. Das aber sollte in dem angeregten Diskussionsprozess in den Gemeinden nicht als Mangel, sondern als Chance zur Rückbesinnung auf das Tragende angesehen werden. Wie Kirche werden und sein soll ist kein Thema, das evangelische Christinnen und Christen unbeteiligt sein lassen könnte. Eine offene Frage ist und bleibt freilich, wie viel Zeit und Energie für solch eine Binnenbetrachtung verwandt werden darf. Dass die Kirche nicht in sich selber ihren tragenden Grund hat, sondern allein aus dem Wort ihres Herrn lebt, das ist sein ihre Zeit dauerhaft begleitendes Versprechen: „... und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwinden“ (Matthäus 16,18). Insofern hoffen wir, dass die hier zu Papier gebrachten Gedanken zur breiten Meinungsbildung beitragen können.

Justus Schwer

Heide Schmitt:

### Wozu die Sorge ?

„Jede Zukunftsvision für die Kirche, muss sich daran ausrichten, dass sie die Kirche Jesu Christi ist und bleibt. Er ist es, der die Zukunft der

Kirche verbürgt.“ (S. 103)  
Wenn ich ernst nehmen will, dass dieser Satz tatsächlich meint, was er aussagt, muss ich fragen nach den dieser Aussage fremden Kategorien. Was meint, bezogen darauf, Qualitätsverbesserung, strukturelle Weiterentwicklung, neue Akzentsetzung, Modifizierung und all die anderen Worthülsen bis hin zu der im Titel: dem „Perspektivprogramm“ ?

Befinden wir uns mit diesem Papier noch in der Sphäre des Glaubens oder doch eher im Rahmen des Möglichen? Rechnen wir hier noch mit dem, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden (Matth. 28,18) und der die Welt und die Kirche nicht zukunftslos sich selbst überlässt.

Wo bleibt die Idee der Hoffnung, wo die Erzählung vom Reich Gottes und wo die Option für die Armen?

Wo bleibt der Raum für den Streit, mittels dessen Verantwortung wächst?

In dem Papier „Salz der Erde“ entgleitet der Kern der Botschaft, die wir zu vermitteln hätten. Dagegen blitzt seltsam die Sorge um eine bestimmte Art von Zukunft aus dem gesamten Text.

Mit Hilfe nur eines, nur sehr unbedeutenden Beispiels (Seite 104) wende ich mich gegen das Papier als Ganzes. Dieses Beispiel soll stehen für Dutzende anderer, die möglich wären:

Es ist mir rätselhaft, wie ich mit der Sprache ökonomischen Denkens und Argumentierens Worte finden will, „um Ehrenamtliche für Verkündigungsdienst zu qualifizieren“.

Und was ist dann Verkündigung?

Ich schlage vor, „den Mut aufzubringen“, das weniger Gelungene **nicht** zu analysieren, sondern mit Freundlichkeit anzuschauen und sich helfend denen an die Seite zu

stellen, die es eben brauchen.

Die kleinen Wunder, die so geschehen können, sind in dieser Gemeinde zu erleben. Vielleicht ist das ja dann doch so etwas wie eine neue, aber doch eigentlich alte „Akzentsetzung“, aus der Kraft entsteht und Lust und gute Laune und die Gemeinschaft der Heiligen.

Wir müssen uns nicht darum sorgen, dass unsere Kirche bleibt, solange wir dafür sorgen, dass wir uns als Menschen dieses Landes für das Reich Gottes bewähren. Kürzlich sagte einer: Kirchenfenster leuchten nur von innen.

Das Papier „Salz der Erde“ bleibt demgegenüber ganz und gar äußerlich.

Jede Zukunftsvision für die Kirche muss sich daran ausrichten, dass sie die Kirche Jesu Christi ist und bleibt. Er ist es, der die Zukunft der Kirche verbürgt.

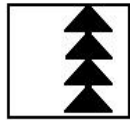
Hartmuth Horstkotte:

### Einige Bemerkungen über Perspektiven

#### Vorbemerkung

Die nachfolgenden Ausführungen setzen sich kritisch mit dem Perspektivprogramm „Salz der Erde“ [fortan als „Broschüre“ zitiert] auseinander, das von einer Arbeitsgruppe in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz ausgearbeitet von der Kirchenleitung zur Diskussion gestellt worden ist.

Die im folgenden formulierte Kritik an der Broschüre besagt nicht, daß eine nüchterne Bestandsaufnahme der gegenwärtigen kirchlichen Praxis und der vorhandenen Ressourcen sowie eine darauf aufbauende Bewertung möglicher Entwicklungen bis zum Jahre 2020 überflüssig oder unzulässig sei. Die Zusammenstellung und Erläuterung statis-



tischer Daten macht die Broschüre, auch für die Gemeinden, wertvoll. Die Einsicht, daß Prognosen, die sich über einen langen Zeitraum erstrecken, angesichts der Vielfalt möglicher, aber heute noch nicht voll übersehbarer Einflüsse unsicher sind und überdies nur *sub conditione Jacobea* (Jac. 4, 15) gemacht werden dürfen, kann wohl als gemeinsame Grundlage der Broschüre (vgl. S.7) und der nachfolgenden Kritik angesehen werden.

## Kirchengemeinde

Der Broschüre liegt ein Gemeindeverständnis zugrunde, das weder dem tatsächlichen Erscheinungsbild der meisten Kirchengemeinden noch dem theologischen Verständnis, das die Mitglieder von ihren Gemeinden haben, entspricht. Seit dem Zeugnis der Apostelgeschichte sind es die Gemeinden, in denen sich die Kirche konstituiert. Der Versuchung, neben dem einen Wort Gottes auch andere Wahrheiten und das kulturelle Klima als Gottes Offenbarung anzuerkennen, haben die Gemeinden oft besser widerstanden als die zentralen Organisationsinstanzen der Kirche. Auch die Kirchen der Reformation haben die Gemeinden als die Adressaten des Missions- und Taufbefehls (Matth. 28) verstanden. Im Augsburger Bekenntnis heißt es, die Kirche sei „eigentlich nichts anderes als die Versammlung aller Gläubigen“ (Art. 8). Kirchenkreise und Landeskirchen einschließlich ihrer Organe sind, um die funktionalistische Sprache der Broschüre zu gebrauchen, Serviceeinrichtungen für die Gemeinden. Die Synoden dienen Gemeindegliedern dazu, sich im größeren Kreise zu beraten und zu ermutigen und solche Beschlüsse zu fassen, deren Gegenstand eine Vielzahl von Gemeinden angeht und sich deswegen der Regulierung durch die einzelne Gemeinde entzieht.

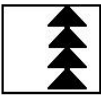
Die Verfasser der Broschüre scheinen das anders zu sehen: Für sie gibt es keinen prinzipiellen Vorrang der Gemeinde; nach ihrer Ansicht entscheidet allein die Zweckmäßigkeit darüber, ob eine Aufgabe der Kirchengemeinde, dem Kirchenkreis, der Landeskirche oder einer

anderen Einrichtung zugewiesen wird. Sie zeichnen, offenbar auf die Mehrzahl der Ortsgemeinden bezogen, das folgende Bild: Ein „kleiner Kreis“ dirigiert das Leben in der Gemeinde auf eine Weise, die von den anderen Gemeindegliedern als ausgrenzend empfunden wird (S. 67); er definiert die Kriterien, nach denen man zur Kerngemeinde definiert wird (S. 66) und sorgt dafür, daß sich das Leben der Gemeinde an „kirchlicher Tradition“ u. „Strukturen vergangener Epochen“ orientiert. Auf diese Weise werden, so heißt es, die Ressourcen der Gemeinde den Bedürfnissen der „Kerngemeinde“ ausgeliefert und nun „neuen Angeboten“ entzogen, die andere anziehen könnten (S. 66 f.). In der Übertragung von Aufgaben an den Kirchenkreis wird offenbar eine Chance für die Modernisierung gesehen.

Dieses Bild stimmt nicht mit Beobachtungen überein, die jedenfalls in städtischen Gemeinden zu machen sind. Nach unseren Erfahrungen sind die Gemeinden durchaus in der Lage, auf die örtlichen Verhältnisse und den Wechsel der Generationen, auch ihrer Sprache und ihrer Interessen, zu reagieren; die relative Kleinheit der Gemeinden und die regelmäßig von Gemeindegemeinderatswahlen ausgelösten Veränderungen tragen dazu bei. Wenn die Gemeinden sich für die Beibehaltung „kirchlicher Traditionen“ entscheiden, so ist das kein Fehler; die Vielfalt der Ausdrucksformen des Glaubens (vgl. S.9 der Broschüre, linke Spalte) wird damit nicht unterbunden. Auch die Broschüre räumt ein, daß „am Ort“, womit wohl die Ortsgemeinde gemeint ist, ein „Grundangebot an Ritualen und Informationen“ zu sichern sei und daß Gottesdienste, die merkwürdigerweise auf eine Stufe mit „ortsgeschichtlichen Bildungsthemen“ gestellt werden, „besser lokal angeboten werden“ können (S. 76). Von der Seelsorge, die zweifellos ihr wichtigstes Arbeitsfeld in der Ortsgemeinde hat, ist in diesem Zusammenhang nicht die Rede; die geringe Betonung dieses überaus bedeutenden Aufgabengebietes fällt in der Broschüre auch sonst auf. Von den Glaubenskursen, der Ehrenamtsqualifizierung und den „

festen Seelsorgeangeboten“ heißt es, daß sie besser „zentral organisiert“ werden können (S.76). Das ist, was die Seelsorge angeht, in dieser Allgemeinheit falsch; der Wert der an einigen zentralen Stellen außerhalb des Gemeindezusammenhangs (z.B. im Berliner Dom) angebotenen Seelsorge soll damit nicht bestritten werden. Kindertagesstätten in gemeindlicher Trägerschaft soll es nach der Broschüre künftig nicht mehr geben (S. 46, 57). Das ist ein Plan, für den keine Begründung gegeben wird und auch nicht zu erkennen ist. Es wird übersehen, daß die Kindergartenarbeit und die Angebote des gemeindlichen Kindertagesdienstes miteinander verknüpft werden können und daß von der Kindergartenarbeit der Gemeinde, insbesondere von Eltern der Kindergartenkinder, Impulse für die Gemeinde ausgehen.

Es fällt auf, daß, außer in der Einleitung und im Schlußkapitel (vgl. S. 8f und S. 104), von der Predigt und den Bibelstunden in der Gemeinde nicht die Rede ist. Als Beispiele der zu erhaltenden „Grundrituale“ werden Andachten und Lektorengottesdienste, aber nicht die freie Wortauslegung im Hauptgottesdienst genannt. Die Taufe, die in vielen Gemeinden regelmäßiger und belebender Teil des Sonntagsgottesdienstes ist, wird ganz am Rande erwähnt. Dagegen wird gesagt, daß Feuerwehrjubiläen, Sportfeste, Kiezfeste und die „Einweihung“ von Gebäuden bei der gemeindlichen Jahresplanung ebenso zu berücksichtigen seien wie der „liturgische Kalender“ (S.76). Bei der Beerdigung soll das von der Landeskirche eingerichtete „Evangelische Bestattungsinstitut als GmbH“ auf den Plan treten und „Angebote aus einer Hand“ liefern sowie durch „rituelle, psychologische und organisatorische Kompetenz“ (S. 77) überzeugen; von der tröstenden und wegweisenden Beerdigungspredigt ist nicht die Rede. Lebensäußerungen der Gemeinde wie das Gebet, das Schuldbekenntnis und der Zuspruch der Vergebung werden nicht erwähnt. Bei den Begründungswegen der Broschüre kommt das Wort der Bibel, abgesehen von der Einleitung und einer Stelle des



## Evangelische Kirchengemeinde Neu-Westend

Schlußkapitels (S. 103), nicht vor.

Die Rolle der Gemeinde und die Bedeutung von Predigt und Seelsorge werden verkannt, wenn es an verschiedenen Stellen der Broschüre heißt, daß „nicht alles überall in durchschnittlicher Qualität angeboten werden“ müsse, „sondern Spezielles an einzelnen gut kenntlichen Ort[en] mit hoher Qualität (S. 73)“. Dieser Satz liegt auch dem Impulspapier der EKD zugrunde. Er ist, jedenfalls soweit er die Predigt und die Seelsorge einbezieht, grundfalsch. Das Wort Gottes muß überall angeboten werden. Auch wenn die - unklaren - Qualitätsstandards, auf die sich die Broschüre beruft, nicht erfüllt werden, ist die Predigt trotzdem *überall* notwendig. Was die „Qualität“ der Predigt angeht, so ist die Bibel voll von Selbstaussagen der Propheten und Prediger, daß ihre Predigt nicht gut genug ist - und trotzdem gehalten werden muß. Auch für die Seelsorge gilt, daß sie überall in den Ortsgemeinden zur Verfügung stehen muß. Sie knüpft ja nicht selten an Vorgänge im Gottesdienst an; sie setzt vielfach voraus, daß der Seelsorger die Menschen in ihrer Wohnung aufsucht, was nur bei Ortsnähe möglich ist.

Die Gemeinde ist also die primäre Form der Kirche, weil sie es ermöglicht, das Wort Gottes, also vor allem die Predigt, und die Seelsorge flächendeckend anzubieten. Wenn es in den ländlichen Gebieten nicht mehr möglich ist, in jeder Gemeindekirche an jedem Sonntag Gottesdienst zu halten, dann ist das ein Anlaß zur Trauer und zur Aktivierung der Laien (Lesegottesdienste, Gewinnung von Prädikanten); dieser Zustand darf aber nicht mit der Formel schöneredet werden, daß nicht alles überall in durchschnittlicher Qualität angeboten werden müsse. Weil die regelmäßige Predigt unabhängig von ihrer „Qualität“ in jeder Gemeinde unentbehrlich ist (so auch die Broschüre auf S. 23) und weil die Seelsorge mit der Verkündigung eng verbunden ist, muß der Absicht widersprochen werden, die Gemeinden künftig nach ihrer speziellen „Profil“-Kompetenz und nicht mehr „vorrangig“ nach der

Zahl ihrer Mitglieder an den Kirchensteuermitteln zu beteiligen (S. 75, vgl. auch S. 95). Dieser Plan verkennt nicht nur die Bedeutung des Predigtamts und der Seelsorge, bei denen die Mitgliederzahl der Gemeinde der einzig objektivierbare Maßstab für die Arbeitsbelastung ist. Er gibt auch dem Kirchenkreis, zumal dem Inhaber der Profildorfstelle, einen Einfluß auf die Struktur der einzelnen Gemeinden, der aus der dienenden Rolle des Kirchenkreises eine Herrschaftsbefugnis über die Gemeinden macht; denn den Gemeinden wird das Recht genommen, selbst zu entscheiden, welche Prioritäten gesetzt werden sollen, soweit über Predigt und Seelsorge hinaus Ressourcen zur Verfügung stehen..

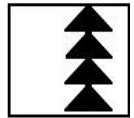
Die im Hinblick auf die Seelsorge so wichtigen Anstaltsgemeinden (Krankenhaus- und Gefängnisseelsorge) werden in der Broschüre nicht erwähnt. Als Orte, an denen die Verkündigung und Seelsorge stattfindet, sind Krankenhäuser und Gefängnisse gewiß nicht „gut kenntlich“, so daß das von der EKD-Schrift „Kirche der Freiheit“ propagierte Leuchtturms-Modell nicht paßt. Sie verdienen aber eine besondere Hervorhebung als Plätze, an denen das Angebot des Gottesdienstes und der Seelsorge auf Menschen in besonderer Notlage und mit besonderer Bereitschaft zum Hinhören trifft. Deswegen und wegen der dramatischen Unterausstattung der Anstaltsseelsorge wäre eine Erwähnung im Perspektivprogramm vonnöten gewesen, zumal da abzusehen ist, daß die Zahl der Betroffenen weiter wachsen wird.

### Qualität und Quantität

Die Broschüre argumentiert allenthalben mit dem Kriterium der *Qualität*. Sie läßt sich von dem in Mode gekommenen Stichwort „Qualitätsmanagement“ inspirieren und empfiehlt ein solches Management, übrigens auch positive finanzielle Belohnungen bei guter Qualität (S. 97) und negative Sanktionen bei schlechter Leistung (S.98). „Kirchliche Formen des Controlling“ (S.98) werden ins Auge gefaßt; auch bei Ehrenamtlichen werden wiederkehrende Beurteilungen

zur Diskussion gestellt (S. 98). Was in der Broschüre gänzlich fehlt, ist eine theologische Reflexion darüber, was in Kirche und Gemeinde als „Qualität“ zu verstehen ist. Die Selbstverständlichkeit, daß die Predigt schriftgemäß sein muß und den Bekenntnisstand, auf den sich die Ordination des Predigers bezieht, respektieren sollte, ist wohl nicht gemeint. Gewiß gibt es ein paar Gesichtspunkte zur äußeren Form, über die man sich schnell verständigen kann und nicht lange reden muß: Verabredungen sollen pünktlich eingehalten werden; die Mitarbeiter vom Pfarrer bis zum Küster sollen jedem Menschen mit Freundlichkeit begegnen; üble Nachrede und das Ausplaudern anvertrauter persönlicher Informationen sind unbedingt zu vermeiden. Auch soll der Prediger oder wer sonst vor der Gemeinde spricht, deutlich und, wenn's geht, laut genug sprechen und vielleicht auch noch schön singen können. Schriftliche Äußerungen von kirchlicher Seite sollen klar und für alle verständlich sein und modischen Jargon vermeiden. Wo die Kirchengemeinde mit Einrichtungen anderer Anbieter konkurriert, darf ihr Angebot (z.B. bei Kindergärten) jedenfalls nicht hinter den Standards zurückbleiben, die für kommunale Einrichtungen gelten; dabei entfalten auch staatliche Sanktionen (behördliche Aufsicht, drohender Wegfall staatlicher Zuschüsse) ihre Wirkung. In der Kirche sollte Qualität darin gesucht werden, daß wir mit den uns anvertrauten Kindern besonders liebevoll umgehen. Schon das ist allerdings eine Zielsetzung, die nicht mehr mit der Sprache des Qualitätsmanagements und der Zielvereinbarungen umschrieben werden kann. Kulturelle Angebote außerhalb der Gottesdienste sollten nicht hinter den elementaren Standards des Fachs zurückbleiben. Bei der Kirchenmusik kann das nicht ohne weiteres gelten; die Gemeinde wird einen Gottesdienst mit laienhaftem Orgelspiel meistens einem Gottesdienst ganz ohne Orgelbegleitung vorziehen.

Während das Qualitätsmanagement der Betriebswirtschaftler nur auf die objektive Qualität der Produkte oder der Dienstleistung und auf den erzielbaren Gewinn blickt, läßt sich, was



die Kirche als ihr Proprium „anbietet“, mit solchen Kriterien nicht beurteilen: Wer gut verkaufen oder ein Unternehmen mit Gewinn managen kann, muß kein guter Prediger sein. Die schlichte persönliche Glaubwürdigkeit des Predigers wird bei den Hörern mehr Wirkung zeigen als seine Rhetorik, Gelehrsamkeit oder „Modernität“. Daß er Unsicherheit, Selbstzweifel und Erfahrungen mit dunklen Stunden nicht ganz verbergen kann, wird ihm auf der Kanzel weniger schaden als im Assessment Center: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“. Darf man in einer aufwendig vorbereiteten und gestalteten Schrift, die sich die Kirchenleitung „zu eigen gemacht“ hat (S.5), wirklich kein Wort darüber finden, daß Gott es ist, der die Predigt zu Herzen gehen läßt und damit ihre Qualität bestimmt?

Es fällt auf, wie unbefangen die Broschüre bei *quantitativen* Überlegungen mit Prognosen umgeht, obwohl doch im Vorwort auf die Fragwürdigkeit unserer Blicke in die Zukunft hingewiesen worden ist (S.7). Was veranlaßt die Verfasser der Broschüre zu der „Zielvision“, daß jedenfalls bis zum Jahre 2020 die derzeitige absolute Zahl der Mitglieder der Landeskirche trotz des zu erwartenden Bevölkerungsrückgangs zumindest stabil bleiben soll? Das würde nach den Berechnungen in der Broschüre eine „Neugewinnung von 250.000 bis 300.000 evangelischen Kirchenmitgliedern“ voraussetzen (S.72)? Läßt sich mit dieser „Zielvision“ bei einer Generation, die zeitlebens immer von der Verringerung der Mitgliederzahlen gehört hat, die Freude am Bekennen und Missionieren stimulieren? Nähmen wir das Wort „alle“ im Missionsbefehl nach Matth. 28 und in 1 Tim 2, 4 wörtlich, dann müßte der Zuwachs in den kommenden zwölf Jahren bei dem Zehnfachen der „Zielvision“ liegen. Andererseits ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß sich der Rückgang der Mitgliederzahl, wie er in den letzten 15 Jahren stattgefunden hat, fortsetzt, u.a. wegen der niedrigen Geburtenzahlen in der evangelischen Bevölkerung, wegen der Auswanderung aus Brandenburg und wohl auch

deswegen, weil Kinder evangelischer Eltern seltener getauft werden als früher. Angesichts dieser durchaus ungewissen Zukunft wird es sich empfehlen, für die weiteren Perspektiven an die Zuständigkeit des Heiligen Geistes zu denken und, was uns angeht, die Arbeit für heute und morgen zu tun: „verricht das deine nur getreu“ (EG Lied 369, Vers 7).

Ludwig Trepl:

## Geist, Farbe und Klang eines Mentalitäts- wechsels

1. Es würde zu einer Fehleinschätzung der Bedeutung der beiden Papiere „Kirche der Freiheit“ (das sogenannte Impulspapier) und „Salz der Erde“ führen, wollte man sich an die genauen Formulierungen halten. Man muß die Texte als Ganze nehmen und darauf sehen, wie sie sich in den wesentlichen Zügen von allem unterscheiden, was bisher von der evangelischen Kirche geäußert worden ist. Das heißt, es ist darauf zu achten, worauf das Ganze *hinausläuft*, und man darf sich von dem Einwand „das haben wir doch gar nicht geschrieben“ nicht irritieren lassen. Das ist nicht unfair, sondern Texten, denen man anmerkt, daß sie, um niemanden zu verprellen, nicht alles so sagen, wie sie es eigentlich sagen wollen, durchaus angemessen.

2. Die Kirche besteht nicht nur aus Gemeinden, *sie ist als ganze eine Gemeinde*. In ihr haben sich Menschen zusammengefunden, die gemeinsam etwas tun wollen, nämlich einander darin zu unterstützen, ihre Einstellung und entsprechend auch ihr Handeln von Grund auf zu ändern. Diese Gemeinde bemüht sich selbstverständlich darum, daß möglichst alle sich ihr anschließen. „Salz der Erde“ ebenso wie das „Impulspapier“ versuchen, die Kir-

che in eine Organisation völlig anderen Typs zu verwandeln: in ein Unternehmen. Ein solches ist keine Gemeinschaft ihrer Mitglieder, sondern besteht aus Erzeugern von Produkten und Dienstleistungen. Diese werden Konsumenten, den Kunden, für eine Gegenleistung angeboten. Das Unternehmen besteht aus bezahlten Kräften und Ehrenamtlichen. Die Kunden sind die bisherigen normalen Gemeindeglieder (der Rest der Menschheit besteht aus potentiellen Kunden). Als Kunden sind sie definitionsgemäß keine Mitglieder des Unternehmens (auch wenn manche Unternehmen manche Kunden, etwa Dauerabonnenten, Mitglieder nennen). „Keine Mitglieder“ heißt, sie können im Unternehmen nicht mitbestimmen, sondern sie können dieses nur dadurch beeinflussen, daß sie woanders kaufen, wenn ihnen etwas nicht gefällt. Diese Umstellung vom Prinzip „Mitglieder“ auf das Prinzip „Unternehmer und Kunden“ wird zwar in den Papieren nicht so genannt. Befürworter weisen sogar ausdrücklich darauf hin, daß das Wort „Kundenorientierung“ im Impulspapier nicht vorkommt. Doch ergeben weder die Art der Analyse noch die Problemlösungsvorschläge einen Sinn, wenn man nicht davon ausgeht, daß eine Vorstellung von Kirche als Unternehmen dahintersteht. Zum Beispiel soll der Kirchenvorstand, d. h. die Leitung der Gemeinde durch gewählte Vertreter, abgeschafft und nun durch ein kleines „Team“ oder „Netzwerk“ von Ehrenamtlichen um einen Pfarrer herum ersetzt werden (Impulspapier, S. 68).

3. Das Unternehmen Kirche versorgt seine Kunden mit einem bestimmten Wohlgefühl, dem Gefühl der „Beheimatung“. Die Gegenleistung besteht in Geld. Denn wenn von „Mitgliedern“ die Rede ist, dann nie in dem Sinne, daß diese gemeinsam die Kirche sind, sondern sie sind immer nur als Steuerzahler gemeint. Anders ist es nicht zu erklären, daß jemand, der besonders viel an Steuern zahlt, einer besonderen Ehrung (z. B. durch den Jahresempfang beim Bischof) für würdig erachtet wird. Die Verdienste derer, die außerdem noch geehrt werden sollen, bemessen sich dar-



an, was sie dazu beigetragen haben, Steuerzahler zu behalten oder zu gewinnen. Selbstverständlich ist es erfreulich, auch Mitglieder zu haben, die große Steuerzahler sind. Sie aber dafür zu *ehren*, d. h. ihnen – wider besseres Wissen – den Eindruck zu vermitteln, es sei besonders verdienstlich, viel abzugeben, wenn man viel übrig hat, und zudem nicht zu fragen, wie das viele Geld denn verdient wurde, folgt dem Prinzip „der Zweck heiligt die Mittel“. Das haben sich schon manche in den Kirchen zum Prinzip gemacht, nicht aber die Protestanten.

4. Ein Selbstverständnis als Dienstleistungsunternehmen mag zu einer Priesterkirche ganz gut passen. Da schiene es ganz natürlich, die Priester in „Grundversorger“ und „Spezialisten“ einzuteilen. Es ist aber völlig unvereinbar mit dem Kirchenverständnis der Reformation. Ein protestantischer Pfarrer ist kein Priester, der die Menschen mit Trost und Heilsgütern versorgt, sondern ein Lehrer. Er hilft den anderen Gemeindegmitgliedern zu verstehen, daß das, was zu tun ihnen geboten ist, nicht letzten Endes doch vergeblich und damit von vornherein sinnlos ist. Daran, ob ihm das gelingt und ob die Menschen, die ihn hören, dadurch zu dem ernsthaften Bemühen bewegt werden, sich im Leben grundsätzlich anders zu verhalten als bisher, bemißt sich die Qualität einer Predigt. Sie bemißt sich nicht danach, ob der Prozentsatz der regelmäßigen Gottesdienstbesucher von drei auf zehn Prozent steigt oder die Zahl der Kirchensteuerzahler nicht sinkt. Ausschließlich das aber meinen „Impulspapier“ und „Salz der Erde“ mit „Qualität“. Eine Predigt, die zehn mal so viel an Besuchern anzieht wie eine andere, kann trotzdem die schlechteste sein.

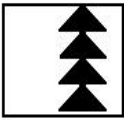
5. Das Lieblingswort der beiden Papiere ist „Qualität“ (102 mal im Impulspapier, 107 mal in „Salz der Erde“). Was damit gemeint ist, erfährt man nicht direkt. Trotzdem ist dieser Qualitätsbegriff sehr klar: Er ist ohne *jeden* Inhalt, er ist *vollkommen* abstrakt. D. h. er ist nach dem Bilde des Geldes geformt: Gut und viel fallen zusammen, und man kann *alles* ge-

gen Geld tauschen. Da sich aber vieles von dem, was nun die Kirche „produziert“ und „verkauft“, nicht in Geld ausdrücken läßt, müssen sozusagen Ersatzwährungen erfunden werden. Dazu eignet sich alles, was sich in Zahlen ausdrücken läßt, von der Zahl der Taufen bis zur Zahl der Bachkonzerte und der Yogakurse im Gemeindehaus. Da es unendlich viele Möglichkeiten der Auswahl und der Gewichtung solcher Qualitätskriterien gibt und folglich prinzipiell immer die Möglichkeit besteht, eine Gemeinde (einen Pfarrer, eine Veranstaltung ...) durch geeignete Kriterienwahl vom letzten auf einen Spitzenplatz zu heben und umgekehrt, entsteht der Eindruck der Unklarheit, wo doch in Wirklichkeit letzte Klarheit geschaffen worden ist.

6. Die Reformation begann als Kampf gegen den Handel mit religiösen Dienstleistungen. Der Ablaßhandel soll zwar nicht wieder eingeführt werden. Aber zwischen diesem und dem Bestreben, die „Qualität“ der „Rituale“ zu „optimieren“, damit das Kirchensteueraufkommen gehalten wird (und daß es genau darum und nur darum geht, springt ins Auge), besteht kein grundsätzlicher Unterschied. Manche Befürworter dieser Papiere ziehen einen Vergleich mit der Reformation: es gelte auch heute wieder, die Formen der Kirche den Anforderungen einer neuen Zeit anzupassen (darum soll es also in der Reformation gegangen sein). Das wirkt seltsam, handelt es sich doch eher darum, die Reformation rückgängig zu machen. Ein leitender EKD-Mitarbeiter hat geschrieben, er könne nichts Schädliches daran finden, daß man statt „eigentliche Aufgaben der Kirche“ „Kerngeschäft“ sagt. Es ist also nichts Schädliches, daß man die eigentlichen Aufgaben der Kirche zu einem Geschäft erklärt. „Wir brauchen tüchtige Pfarrer, aber nicht Geschäftstüchtige. Die Verwaltung des Wortes ist kein Geschäft, und wenn es noch so glänzend ginge.“ (Karl Barth)

7. Der Wechsel von Prinzip Gemeinde zum Prinzip Unternehmen ist ein Paradigmenwechsel. Das bedeutet, daß plötzlich *alles* in ei-

ner anderen Perspektive gesehen wird und alles neu bewertet werden muß. Schritt für Schritt wird es als folgerichtig, ja unausweichlich, als *Sachzwang* erscheinen, *alles* im Sinne betriebswirtschaftlicher Modelle umzustrukturieren. Vorgänge in anderen Bereichen der Gesellschaft, beispielsweise in den Universitäten, zeigen, daß das so kommen wird und sie geben einen Eindruck davon, wie weit es gehen wird. Die Idee einer „Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden“, die sich gemeinsam um Wissen und Bildung bemühen, wurde in den letzten Jahren auf der Grundlage von Entwürfen, die bis ins Kleinste den beiden kirchlichen Papieren gleichen, so gut wie vollständig aufgegeben. An ihre Stelle trat die Idee eines Unternehmens, das mit „know how“ und Berufsqualifikationen handelt. Das innere Leben der Universität wurde bereits ziemlich weitgehend dem eines beliebigen Dienstleistungsbetriebes angeglichen, und dieser Prozeß schreitet täglich weiter voran und hat zum Teil schon zu Ergebnissen geführt, die wohl niemand von denen, die ihn angestoßen haben, geahnt und gewollt hat. – Wenn die Kirche meint, ein „Mitgliedermanagement“ und „Qualitätsmanagement“ einführen zu müssen, dann ist abzusehen, daß diejenigen, die damit befaßt sind, die Mitglieder und die Qualität zu managen, sich über kurz oder lang als Manager wie alle anderen verstehen werden – mit allen Konsequenzen. Dazu gehört etwa die in der Wirtschaft offenbar als selbstverständlich geltende Vorstellung, daß die Arbeit eines Managers zehn oder fünfzig mal so viel wert ist wie die eines Ingenieurs, der die von der Firma verkauften Produkte entwickelt hat, und der Manager folglich auch zehn oder fünfzig mal soviel Geld verdienen muß. Selbst wenn das in der Kirche keine genaue Entsprechung finden dürfte: es wird in diese Richtung gehen. Hat man die betriebswirtschaftliche Brille einmal aufgesetzt, dann erscheint es keineswegs als habgierig: es ist einfach nur logisch, einen berechtigten Anspruch auf ebensoviel Geld zu haben wie die, die anderswo die gleiche Arbeit machen, und es ist lo-



## Evangelische Kirchengemeinde Neu-Westend

gisch, die Höhe der Bezahlung „leitender Mitarbeiter“ oder bestimmter „Leistungsträger“ davon abhängig zu machen, ob es sich für das Unternehmen letztlich rechnet. Natürlich *will* keiner der Verfasser der Papiere solche Konsequenzen. Aber das wird nichts helfen, wenn die ersten Schritte einmal getan sind.

8. Das betriebswirtschaftliche Instrumentarium geht grundsätzlich davon aus, daß die Mitarbeiter durch schlaue ausgedachte Systeme von Lohn und Strafe zum Arbeiten gebracht werden müssen (was unabweichlich ein umfangreiches Kontrollsystem nach sich zieht). Der Lohn mag in Geld ausgezahlt werden, in öffentlichen Ehrungen, Karriereschritten oder worin auch immer. Wo aber jemand „umsonst“ (Luther darüber, wie Gott zu dienen sei) arbeitet, versagen diese Instrumente vollkommen. Ein Pfarrer arbeitet „umsonst“. Er bekommt, wie ein Staatsbeamter auch, sein Geld nicht *für* seine Arbeit, sondern *damit* er leben kann.

9. Eine grundfalsche Vorstellung ist es, die Kirche sei ein Anbieter auf einem Markt (dem Wellnessmarkt, und zwar in der Sparte, in der mit „Sinn“ und „Spiritualität“ gehandelt wird). Das wird für eine Tatsache der modernen Zeit ausgegeben, der man sich endlich zu stellen habe. Aber es ist nur ein Bild, das uns von einer Ideologie vorgegaukelt wird. Wer ein Produkt verkauft, der muß sich Sorgen machen, wenn ein anderer ein ähnliches und zudem gutes Produkt verkauft, denn der ist ein gefährlicher Konkurrent. Wenn aber z. B. der Islam oder eine Esoterikgruppe oder der Humanistenverband etwas Gutes sagt oder tut, dann ist das für die Kirche – solange sie sich nicht als Unternehmen begreift – ein Grund zur Freude und nicht zur Sorge. Es geht nicht darum, den anderen auszukonkurrieren, sondern sich mit ihm zu streiten mit dem Ziel, auch in anderer Hinsicht einig zu werden. Man versucht den anderen für seine eigene Auffassung zu gewinnen und gibt die eigene Auffassung auf, wenn einen der andere überzeugt. Das ist eine ganz andere Art von Beziehung als das Verhältnis zwischen Konkurrenten. Das Feld, auf

dem sich die Kirche zu bewähren hat, ist also nicht von der Art eines Marktplatzes. Sie hat sicher Feinde, aber nicht Konkurrenten.

10. Es ist falsch, zu behaupten, daß die Kirche zwar „auch“ etwas anderes, aber eben „auch“ ein Unternehmen sei. Auch in einer Familie wird Geld eingenommen und ausgegeben. Aber damit ist eine Familie nicht „auch“ ein Unternehmen, sondern eben eine Familie, und sie als Unternehmen zu führen, dürfte rasch in die Katastrophe führen. Natürlich gibt es in der Kirche Bereiche, für die es sinnvoll ist, Anregungen aus der Welt der Unternehmen aufzugreifen, wenn man sich nur dessen bewußt bleibt, daß anders als in einem Unternehmen es nicht der Zweck ist, Gewinn zu machen, sondern allenfalls, Mittel zu einem ganz anderen Zweck zu erwerben. Aber es gibt auch viele – und viel mehr – Bereiche, in denen es gar nichts bringt, von „der Wirtschaft“ zu lernen; wo es besser ist, sich Anregungen ganz woanders zu holen, etwa aus den Erfahrungen von Schulen, Universitäten, Behörden, Armeen, Vereinen, Parteien oder Familien. Daß es das alles auch gibt und nicht alles, bis hin zum Staat, Unternehmen ist, dafür hat der Zeitgeist seit etwa 20 Jahren keinen Sinn mehr. Die Kirche sollte aber ein längeres Gedächtnis und einen längeren Atem haben.

11. Die Papiere enthalten eine Vielzahl bedenkenswerter Analysen und auch einige gute Vorschläge. Gerade darin liegt die Gefahr: Man diskutiert die Papiere im Detail und übersieht den Geist, der sich in der Sprache zeigt, übersieht den fundamentalen Wechsel der Perspektive. Diese neue Perspektive muß verlassen werden, *erst dann* kann man die Vorschläge im einzelnen prüfen.

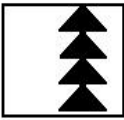
12. Viele der Vorschläge nehmen für die Papiere ein, weil sie gar so selbstverständlich sind. Daß man sich an guten Beispielen ein Beispiel nehmen soll und nicht an schlechten, haben nicht erst die Unternehmensberater Berger und McKinsey herausgefunden, das wußte man schon in der Steinzeit. Aber wenn man diese alte Einsicht „good-practice-Orientierung“

nennt, dann stellt man sie in den Rahmen eines Denksystems, das einen verleitet, den ganzen neoliberalen betriebswirtschaftlichen Methodenkanon mit zu übernehmen, und unter diesen Methoden sind mindestens einige, die man nicht gerade christlich nennen kann.

13. Daß an eine Predigt, eine Taufe usw. gewisse handwerkliche Anforderungen zu stellen sind, ist selbstverständlich. Natürlich ist es besser, verständlich zu sprechen als unverständlich, und gut, wenn in der Liturgie nichts durcheinandergerät. Die beiden Papiere betonen gerade diese Dinge immer wieder, als ob darin der Kern der Misere läge. Selbst wenn man gar keine anderen Kriterien anlegt als die, die hinter den „modernen Kundenbindungsinstrumenten“ (Impulspapier S. 87) stecken (d. h. auf deutsch, den Leuten gefällt die Predigt und sie kommen darum nächstes mal wieder): Am Handwerklichen liegt es ganz selten, daß sie nicht wiederkommen. Vielmehr liegt es daran, daß sie z. B. nicht den Eindruck haben, es sei dem Pfarrer ernst mit dem, was er sagt, d. h. daß man ihn für einen Schauspieler hält. Die Schauspielerei läßt sich nun in der Tat „optimieren“, den *Eindruck* kann man wirklich mit den vorgeschlagenen Mitteln verbessern, und wenn die Kirche zu einem Unternehmen geworden ist, ist das der Logik einer solchen Organisation nach auch völlig ausreichend. Aber daß er es ernst meint, kann man nicht optimieren, weil man es nicht messen und nicht kontrollieren kann.

14. Zentraler Begriff des Impulspapiers ist „Beheimatung“. Nun wird niemand widersprechen, daß es für die Kirche besser ist, wenn sich ihre Mitglieder in ihr zuhause fühlen statt fremd. Aber man muß das Wichtige vom weniger Wichtigen unterscheiden. „Nicht Beheimatung, sondern das Wecken der Sehnsucht nach einer ganz anderen .... Welt, ist die Hauptaufgabe von Gemeinde. Beheimatung suggeriert eher eine Wellnesskirche für die, die in der Weltordnung zu Hause sind.“

15. Wichtiger als alle Analysen und Lösungsvorschläge ist die Sprache. Sie ist nicht zufällig so wie sie ist,



sondern zugegebenermaßen Programm. Die Befürworter der Papiere finden sie „erfrischend“, weil sie einen nüchternen, verfremdenden Blick erlaube. Dabei wird übersehen, daß es sich keineswegs um die Sprache einer wertfreien Wissenschaft, der Betriebswirtschaftslehre, handelt, angemessen einer sachlichen Analyse von Betrieben gleich welcher Art. Es ist vielmehr der Jargon einer aggressiven Ideologie, des Neoliberalismus – einer Welterlösungslehre, deren Kernbotschaft der christlichen radikal widerspricht. Sie lautet: Es zählt ausschließlich der Erfolg, und zwar Erfolg beliebiger Art. Deshalb kann er auch letzten Endes immer in Geld ausgedrückt werden. Womit dieses verdient wird, ist völlig gleichgültig – und es wird zunehmend gleichgültig werden, wenn die Weichen erst einmal gestellt sind.

16. „Kerngeschäft“ und „Kernangebote“, „Imageschaden“, „Qualitätsmanagement“, „good-practice-Orientierung“, „Angebotsorientierung“, „360-Grad-Feed-back“, „Alleinstellungsmerkmal“, „Agenda-setting“, „Aufwärtsagen-da“, „Kundenbindungsinstrumente“, „Profilierungskompetenz“ und sogar, man möchte es nicht glauben, „kybernetisch-missionarische Kompetenz“. Das läßt sich nicht mehr steigern? Doch: „gabenorientierte Motivations- und Qualifikationskompetenz“ (alles aus dem Impulspapier). Man kann froh darüber sein, daß die Kirche in der Gesellschaft so bedeutungslos geworden ist. So darf man hoffen, daß dergleichen von den Kabarettisten einfach übersehen wird. – Hätte man den Text den Unternehmensberatern, die ihn verfaßt haben, nicht wenigstens vor der Veröffentlichung wegnehmen können, um ihn jemandem zu geben, der kein Betriebswirt ist, sondern deutsch kann? Der all diesen Wortmüll gestrichen und statt „Qualitätsstandards in den Kernvollzügen“ geschrieben hätte, worum es offensichtlich geht: daß man gut aufpassen soll, damit im Jahre 2030 nicht mehr so viele schlechte Tauf-, Hochzeits- und Trauerpredigten gehalten werden wie heute? Die Verfasser scheinen nicht bedacht zu haben, daß die derzeitige „Wiederkehr der Religi-

on“ (Impulspapier S. 14) nicht zuletzt und vielleicht sogar hauptsächlich daher kommt, daß viele Leute nach jahrelanger Dauerbeschallung den jungdynamischen Wirtschaftsfundamentalisten-Jargon einfach nicht mehr ertragen können; daß die vielen neuen Kunden also „den Geist, die Farbe und den Klang des anstehenden Mentalitätswechsels“ (S. 101) nicht so recht als das erkennen können, was sie in der Kirche erwarten.

Rüdiger Strasdas:

### **Kirchendämmerung bei Salzangel**

Das Perspektivprogramm der EK-BO macht eine Notlage deutlich, in der sich unsere Kirche befindet.

Die Sorge um die Zukunft ist ihm nicht abzusprechen. Von richtigen Erkenntnissen im einzelnen abgesehen, weist es aber eine große Schwäche auf, die wie folgt skizziert wird:

1. Auch wenn der Text nur ein perspektivisches Programm sein soll, das in den gärenden Zustand der Auseinandersetzung hineingesprochen wird, so sollte er die Zeitsituation aus evangelischen Gründen nicht zum alles überwölbenden Anliegen und Antriebsmotor machen, wie es in dem Text tatsächlich geschieht.

Die befreiende Botschaft des Evangeliums, die auch in einem solchen Papier im Mittelpunkt stehen muß, wenn es die Bedeutung eines an das Kirchenvolk gerichteten Wortes haben soll, gerät so zu einer Randerscheinung.

Die Bibelzitate, die den sachlichen Themen vorangestellt werden, gewinnen dadurch den Charakter von werbetechnischen Plakaten, die dem folgenden textlichen Inhalt nicht offensichtlich genug entsprechen.

Die Kommission leistet zwar die Arbeit einer dinghaft- bausteinartigen **Einpassung** in die beinahe fatalistisch gesehene gesellschaftli-

chen Welt, jedoch nicht die Arbeit einer kritischen und glaubensgemäßen **Anpassung an den Geist** des jesuanischen Zitats.

Besonders die radikale Metapher vom Salz der Erde wirkt wie vorge-schoben, denn ihr wird nicht ernsthaft nachgegangen. Wenige Körner genügen, um die Suppe eßbar zu machen, dieser Ruf bleibt aus, denn er erstickt beim Löffellärm trostloser Zeiterkenntnisse.

Resignation und Depression werden so durch die Lektüre nicht überwunden, denn als derzeitige volkskirchliche Seelenlage verstecken sie sich hinter durchaus löblichen Übungen und Projekten kirchlicher Tüchtigkeit.

Aber auch diese als gute Praktiken bezeichneten Übungen können in dem Papier natürlich nicht anders als selektiv gezeigt werden, d.h. sie decken die Vielfalt des tatsächlichen gemeindlichen Lebens vor Ort nicht ab.

Wenn sie nun als für die Generalperspektive wesentlich erhoben werden, liegen sie zwar pädagogisch richtig im Sinne von Vorbild und Erfolg, falsch liegen sie aber evangelisch, denn sie erklären in keiner Weise das Angefochtensein christlicher Existenz.

Eine evangelische Generalperspektive kann nur bestehen, wenn der prophetische Auftrag der Kirche zum Ausdruck kommt. Er gründet in der biblischen Erfahrung und in dem Glauben, daß die religiösen und kulturellen Güter wenig nützen, wenn wir bußfertig vor den Altar der Barmherzigkeit treten. Kritisch ist Prophe- tie in Gestalt von Kirche insofern, als sie selbstkritisch nach der eigenen Glaubensschwäche fragt und sie als eine Ursache der notvollen Lage von Kirche und Gesellschaft eingesteht.

Reformatorischer Glaube hat dieses prophetische Wissen trotz wiederholter Verdrängung immer wieder wachgerufen. Das singen wir heute noch mit Luther: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind...das Reich muß uns doch bleiben“, und seit Barmen, These drei, kommen wir nicht umhin zu bekennen:

„Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils



herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen.“

Der Text verzichtet auf diesen Erfahrungsschatz, er tröstet und ermutigt nicht, so läßt er das Kirchenvolk allein. Deshalb sollte er aus der Öffentlichkeit zurückgezogen und durch einen neuen mit anderer Kommissionszusammensetzung ersetzt werden.

2. Geist und Inhalt des Textes werden aber auch sprachlich offenbar. Die durchgehende Verwendung ökonomistischer Begriffe zieht das Anliegen auf ein für Christen bodenloses Niveau herab. Die aus den Wissenschaften entlehnten Begriffe werden hier für eine generalisierende Weltanschauung eingeebnet, die heute überall und vorzeigbar aktuell als neoliberaler Ökonomismus ihre Macht ausübt.

Die menschlich notwendige Lebensweise von Versuch und Irrtum wird auf den Markt eingegrenzt, d. h. der Ökonomismus begnügt sich zwar theoretisch mit dem möglichst optimalen Zufall, bleibt aber in der Praxis auch darin interessengeleitet von vorgegebener Wirtschaftsmacht.

Einen Horizont über den Markt hinaus will er nicht sehen. Deshalb bleibt eine Verwendung seiner Begriffe in einem Kirchenwort falsch und abwegig.

Diese Begriffe sind im Blick auf die soziale Wirklichkeit Idealisierungen, welche die Hoffnung des Volkes kanalisieren und in Ritualen modernen Heidentums ihre Realität zu beweisen glauben.

Wenn ein kirchliches Gremium z.B. effiziente Organisation, Rationalisierung durch Zentralisierung, Qualitätskontrolle durch Stärkung außergemeindlicher Institutionen vorschlägt, muß es zuvor deren weltgenügsamen Charakter erkannt und bekannt haben, bevor Christen es ihm erlauben können, auch diese manchmal nützlich-schönen Güter der Menschenwelt wie eine Prise Belladonna mit ärztlicher Dosierung zu gebrauchen. Der Text verzichtet ganz auf eine solche Dosierung. Er gerät zu einem Dokument schnell zu habender Oberfläche.

Das zeigt sich auch im Fehlen von zwei weiteren Aspekten. Die in letz-

te Zeit an anderen Orten deutlich propagierte **Kirche FÜR die Armen** findet hier kein Profil. Das Menschheitsproblem von Reichtum und Armut wird auf einen Reichtum gelenkt, der als gesellschaftliche und kulturelle Relevanz von Kirche begriffen und ganz unverstellt angestrebt wird.

Das ist verwunderlich, denn man möchte doch den kirchlich engagierten Verfassern wohlwollend unterstellen, daß sie sonst im Grundsätzlichen das Reichsein der Kirche vor allem in der Verkündigungskraft christlicher Botschaft sehen möchten. Im Text machen sie aber allerlei Beiwerk zu einer Voraussetzung für die Kraft und das Überleben der Kirche.

Eine Zurüstung, den Armen zu dienen, findet nicht statt.

Wie soll da eine **Kirche FÜR die Armen** zustande kommen?

Bei diesem Text kommt da eine **Kirche DER Armen** schon gar nicht in Betracht.

Die **Kirche DER Armen** ist keine Utopie, sie lebt als Realität an vielen Stellen unseres Erdballs.

In einem Perspektivprogramm darf sie als eine Möglichkeit für den Fall des Absinkens in große Not, auch in Europa, nicht fehlen. Das würde aber unsere Gewohnheit und den Kirchenbetrieb zu sehr erschüttern, weshalb diese Erwägung als heißes Eisen nicht angefaßt wird.

Ein weiterer fehlender Aspekt, der in der Stellungnahme genannt sein soll, ist der einer Kirche des Widerstands. In zwanzig Jahren kann durchaus eine rasante Schwächung demokratischer Verfasstheit eintreten, was durch das Anwachsen heute noch gezügelter politischer Kräfte bewirkt sein könnte. Unverhofft würde sich die Kirche dann in einem gesellschaftlichen Raum der Repression befinden. -Es ist sehr enttäuschend, wie das Perspektivprogramm die bedeutende Erfahrung aus dem Kirchenkampf der Bekennenden Kirche und aus dem Leben der Kirche in der DDR als Vorsorge nicht einbringt.

Einer kuschenden und niedergedrückten Kirche bliebe dann nur noch, was heute schon streuselt: Schales Salz!